

Außer auf die politische Geschichte im engeren Sinne geht der Verfasser besonders auch auf den Bereich der Wirtschaft ein. Kapitel über die geistigen Entwicklungen und Kräfte (Schule, Kirche, Kultur im allgemeinen) fehlen nicht. In den Anmerkungen werden außer Literaturangaben und Quellenverweise noch interessante Einzelheiten geboten. Ein Namenregister beschließt den 2. Band. — Alles in allem: eine fesselnde und informative Darstellung dieses jüngsten Abschnittes der Geschichte Osteuropas. S. Hammer

SCHULZ, Siegfried: *Gott ist kein Sklavenhalter*. Die Geschichte einer verspäteten Revolution. Zürich-Hamburg 1972: Furche-Verlag. 248 S., Ln., DM 24,—.

Ein jeden Menschen aufrüttelndes und dazu ein den Christen bedrückendes Buch. Es befaßt sich mit der unwürdigsten aller gesellschaftlichen Einrichtungen, mit der Sklaverei, in der Menschen von Menschen wie eine Ware betrachtet, behandelt und mißhandelt werden. Diese Einrichtung war nicht nur geduldet, sondern auch rechtlich geschützt und religiös untermauert. Zeitlich fällt ihr Entstehen zusammen mit dem Aufkommen der Ackerbaukulturen; theologisch gesehen, ist sie eine Frucht der Sünde und der Sündenmacht. Gott ist kein Sklavenhalter und die Sklaverei gehört nicht zu einer von ihm gutgeheißenen Ordnung. Trotzdem hat sie sich — allerdings in verschiedenen Härtegraden — acht Jahrtausende hindurch bei allen Kulturvölkern und unter allen Religionen halten können. In diesem langen Zeitraum kam es nur dreimal zu Protesten: durch die griechischen Sophisten, durch die spätjüdischen Essener und durch eine Gruppe von Christen aus der Gemeinde von Korinth. Die über Wortproteste hinausgehende, sich auf die Botschaft Jesu stützende Antisklaverei-Bewegung setzte Ende des 17. Jahrhunderts in den USA ein und war getragen von Außenseitern: von den Mitgliedern protestantischer Freiheitskirchen, den Mennoniten, Quäkern, Baptisten und Methodisten.

Den Ausführungen des Verfassers, namentlich auch seinen zuweilen scharfen Urteilen über christliche Theorien und Praktiken, muß man im wesentlichen zustimmen. Einige, sich mehr auf Randgebiete beziehende Punkte, wird man mit einem Fragezeichen versehen. So zum Beispiel: Die Darlegung über die Entwicklung des Menschen (14 ff) (Der dort erwähnte D. Morrison kann durchaus nicht als Repräsentant der heute vorherrschenden Meinung angesehen werden); der Satz: „Die maßgeblichen Theologen Alt-Ägyptens besaßen mit die größten Sklavenheere . . .“ (33); das Verhältnis der „Ontokratie“ (21, 84, 90, 106) zur Theokratie; die „Goldene Regel“, sofern sie sich bei dem um 20 v. Ch. lebenden Rabbi Hillel findet (229); die Anekdote, in der sie enthalten ist, findet sich in einem Traktat des babylonischen Talmuds und somit in einer Quelle, die frühestens 500 Jahre nach Ch. entstand: damit ist die Echtheit nicht ohne weiteres gesichert. Jos. Endres

WIPLINGER, Fridolin: *Der personal verstandene Tod*. Todeserfahrung als Selbsterfahrung. Freiburg/München 1970: Verlag Karl Alber. 116 S., kart., DM 16,—.

Die Frage nach dem Tod ist ein ewiges Thema der Philosophie. Sie gewinnt bei W. die Form der Frage nach der Todeserfahrung. Der Autor strebt keine Metaphysik des Todes an, sondern, indem er Philosophie als phänomenologische Analyse ursprünglicher Erfahrung versteht, fragt er, ob es eine ursprüngliche Todeserfahrung gibt, wo sie gemacht werden kann und welche Struktur sie besitzt. Ursprüngliche Erfahrung ist gekennzeichnet durch den Charakter der Unverfügbarkeit, der Widerfahrnis und Betroffenheit. Ursprüngliche Todeserfahrung wird gemacht am Tode des geliebten Menschen. Das personal-dialogische Mitsein also ist der Ort, wo der Mensch den Tod in ursprünglicher und nicht verdeckter Weise erfahren kann, wo ihm der Zusammenbruch einer Welt widerfährt, wo ich selbst in meinem leibhaften Selbstsein betroffen bin. Die Unterscheidung von Fremdtod und Eigentod wird bestenfalls von da her verständlich, ihr eignet also gerade nicht jene Ursprünglichkeit, die die gesuchte Erfahrung besitzen muß. Die nähere Beschreibung der personalen Todeserfahrung gipfelt in dem Aufweis, daß personale Liebe die Dauer des Mitseins im leibhaftigen Gegenüber verlangt. Damit aber gelangt man zur Paradoxie der Todeserfahrung, in der der Tod als höchste Möglichkeit der freien personalen Liebe und als entschiedenster Wider Sinn erfahren wird. Diese Paradoxie gilt es auszuhalten und zu durchdenken, nicht durch metaphysische Spekulationen zu überdecken. S. Hammer